

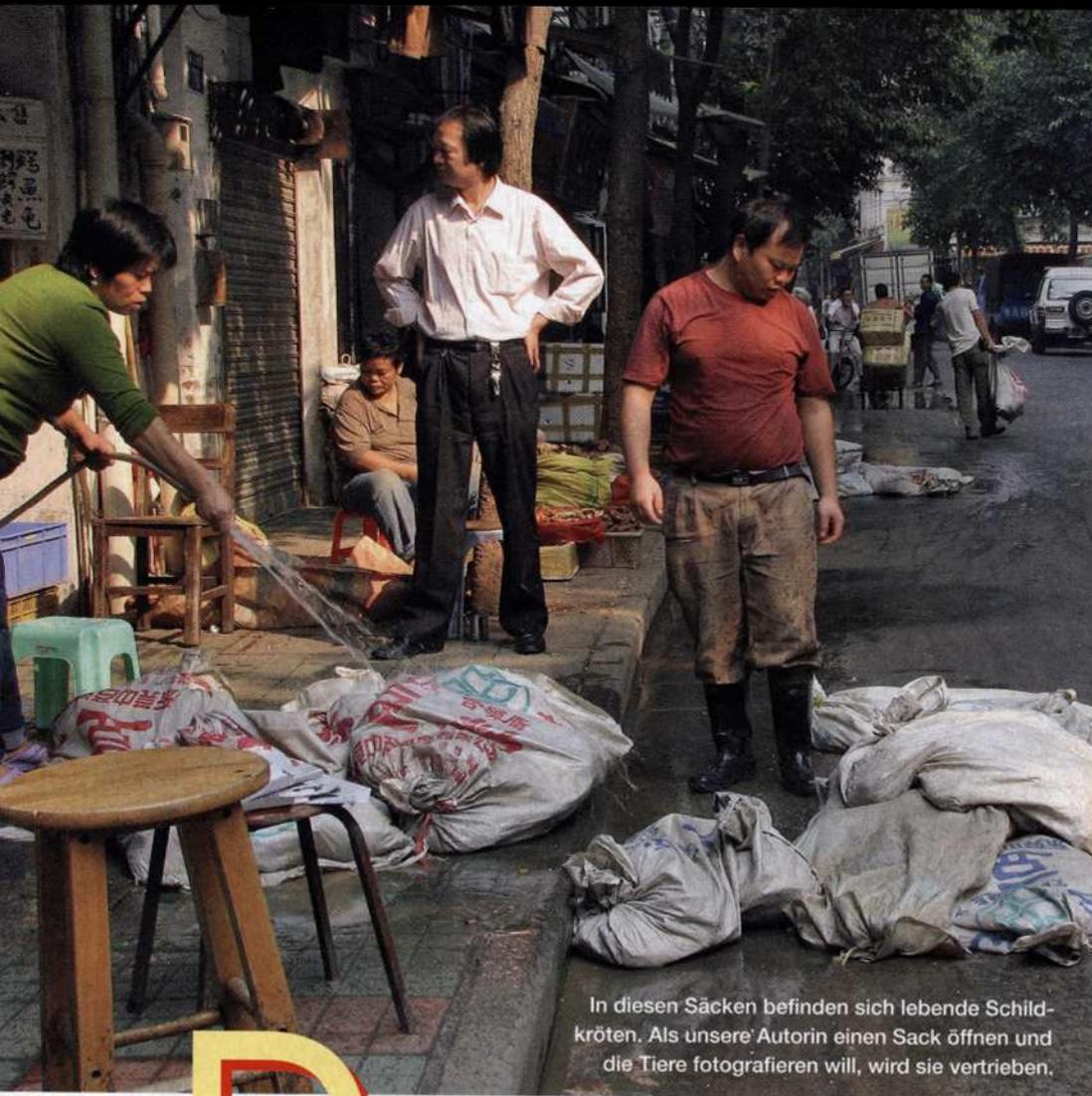


Lebende Frösche auf einem Markt
in Guangzhou in Südchina.
Die Drei-Millionen-Stadt in der
Nähe von Hongkong gilt als
Dreh Scheibe für den illegalen
Tierhandel.

Text und Fotos: Simone Einzmann

WILDTIERE GELTEN IN CHINA ALS
DELIKATESSE – JE SELTENER,
DESTO BESSER. VIELE ARTEN SIND
BEREITS BEDROHT, DOCH DIE
TRADITION LÄSST SICH NUR MÜHSAM
ÄNDERN. AUF DEN MÄRKTEN
IST DER ILLEGALE HANDEL IMMER
NOCH ALLTAG.

VON DER ROTEN LISTE FRISCH AUF DEN TISCH



In diesen Säcken befinden sich lebende Schildkröten. Als unsere Autorin einen Sack öffnen und die Tiere fotografieren will, wird sie vertrieben.

Die Rollläden der meisten Marktstände sind schon geschlossen und mit behördlichem Siegel versehen. Wo sich noch vor-kurzem Plastikschalen voller Skorpione oder Schlangen und kotverschmierte Käfige mit Zibetkatzen aneinanderreihen, erinnern nur noch getrocknete Blutspuren auf dem Betonboden und strenger Tiergeruch an das rege Marktleben. Einzelne Verkäufer sitzen vor ihren geschlossenen Läden, spielen Karten oder verpacken die Reste der flatternden, schlängelnden Ware in Kisten und Säcke.

Es ist der letzte Tag des Markts Zengchai Lu in der südchinesischen Stadt Guangzhou, einer Drehscheibe für den illegalen Handel mit geschützten Wildtieren. Die Verkäufer beäugen mich kritisch bis feindselig, sagen jedoch kein Wort. Als ich allerdings versuche, Fotos zu machen,

stürmt eine alte Verkäuferin in einer geblühten, blutverschmierten Kittelschürze auf mich zu und versucht, mich laut gestikulierend zu verscheuchen. Im Dunkel ihres Ladens sehe ich den Grund der Aufregung: In einem winzigen Käfig, den ein etwa zwölfjähriges Mädchen hastig mit einem Tuch verdeckt, kauert verängstigt ein Dutzend kleiner Katzen. Die Verkäufer wissen: Solche Bilder sind für westliche Medien ein gefundenes Fressen.

**IM BÜRO DES
UMWELTSCHÜTZERS
LAGERN ELFENBEIN,
SCHLANGENLEDER
UND SCHUPPENTIERE
FÜR HUNDERT-
TAUSENDE DOLLAR**

Die Märkte in Guangzhou wurden 2003 als Epizentrum der SARS-Seuche gebrandmarkt. Zengchai Lu war einer der letzten illegalen Tiermärkte in Guangzhou; zwar ohne Lizenz, aber geduldet. Erst aufgrund äußeren Drucks griffen die Behörden durch. Anstelle der Tiere sollen nun Kleider oder Blumen die Hallen füllen. Im Vorfeld der Olympischen Spiele soll Chinas Image aufpoliert werden. Für die Verkäufer von Zengchai Lu bedeutet dies den Verlust ihrer Existenz – oder Weitermachen im Untergrund.

Peng Jianjun holt einen dicken Schlüsselbund aus seiner schwarzen Bundfaltenhose. Es dauert einige Minuten, bis er die vielen Bügelschlösser geöffnet hat, die die schwere Eisentür zu seinem Büro im vierten Stock des South China Institute of Endangered Animals in Guangzhou verschließen. „Früher wurde hier öfter eingebrochen“, erklärt er die Vorsichtsmaßnahme. Dabei erscheint nichts in seinem Büro besonders wertvoll – eine abgewetzte Ledercouch, ein 80er Jahre-Schreibtisch und ein schwarzer Ikea-Stuhl, das ist alles. Doch in einer Ecke lagern auf dem gekachelten Boden etwa zehn weiße, unscheinbare Plastiksäcke im Wert von mehreren hunderttausend Dollar. Sie sind bis oben gefüllt mit illegalen Tierprodukten: Elfenbeinkämme, Schlangenledertaschen und Häute von Schuppentieren, die Beamte vom Zoll erst diesen Nachmittag abgeliefert haben.

Der 34-Jährige, dem man in seinem jugenhaften Sweatshirt nur mit Mühe die Rolle des Institutsdirektors abnimmt, ist wütend. „Wenn die illegale Ware vom Hafen in Guangzhou oder den illegalen Tiermärkten hier ankommt, bleibt mir nur übrig, die Arten zu katalogi- →

u
m
d-
ei-
er-
ar
et.
en
en
bl-
u-
m
en
uf-
er-
be-
er
na-

en
us
al-
ge
en
at,
zu
en
sti-
als
en.
ter
er
bei
iro
zte
ib-
ihl,
cke
len
are
ren
nd
len
me,
ute
nte
tag

sei-
nur
uts-
nd.
fen
len
eibt
ogi-
→

aft



In den engen Käfigen eingesperrt zu sein, bereitet den Tieren schon genug Stress. Aber direkt obendrüber einen Todfeind zu spüren, wie es die Schlange für diese Fasane ist, steigert ihn ins Unerträgliche.



Peng Jianjun vom South China Institute of Endangered Animals kämpft einen einsamen Kampf. Er kann nur registrieren, was Zoll und Polizei ihm an Zufallsfunden bringen. An die Hintermänner kommt er nicht ran. Links: Die fest verschnürten Krabben sind „frisch“ – das heißt, sie leben noch.

sieren“, schimpft er, ohne die Stimme zu heben, wie das nur die Asiaten können. „Ich will aber wissen, aus welchen Ländern die Ware stammt, über welche Kanäle sie kommt und wie die Restaurants trotz Kontrollen immer noch an die geschützten Wildtiere kommen.“ Schon achtmal hat er sich um staatliche Gelder für eine solche Studie bemüht, doch der Antrag wurde jedes Mal abgelehnt – ohne Begründung. „Die Regierung möchte nicht, dass das Thema allzu sehr in die Öffentlichkeit gelangt“, sagt er. „Es passt nicht zu dem Image, das China jetzt vermitteln will.“

Peng Jianjun weiß, dass eine solche Studie nicht ungefährlich wäre. „Natürlich habe ich manchmal Angst“, gibt er zu. Auch wenn er nur die öffentlichen Tiermärkte besucht, um aufzuzeichnen, welche Tierarten sich in den tausenden Schalen, Eimern und Kisten tummeln, muss er sich vorsehen. „Ich bin auf den Märkten bekannt. Mehr als einmal im Monat darf ich mich

dort nicht blicken lassen. Schon oft hat man gedroht, mich zusammenzuschlagen.“ Deshalb nimmt er die Tiere meist nur noch mit versteckter Kamera auf.

Während China vor einigen Jahren noch viele Wildtiere exportierte, kann es nun selbst den eigenen Bedarf nicht mehr decken. „So weit wir das überblicken können, wird die Hälfte der Wildtiere importiert“, erklärt Peng Jianjun. Arme Länder wie Laos, Vietnam und Burma profitieren vom unstillbaren Verlangen der Chinesen nach seltenen Wildtieren – doch die Natur zahlt dafür den Preis. „Tatsächlich ist die Wahr-

„EIN MALAIISCHES
SCHUPPENTIER
FINDEN SIE EHER IN
EINEM RESTAURANT
IN SÜDCHINA ALS IN
SEINER NATÜRLICHEN
UMGEBUNG“

scheinlichkeit größer, bestimmte Tierarten, wie etwa das Malaiische Schuppentier, auf einem Markt oder in einer Restaurantküche in Südchina zu entdecken, als in seiner natürlichen Umgebung“, warnt Peng Jianjun. Bewaffnete Gangs, deren Einflussbereich sich von Indonesien bis nach Malaysia und Thailand erstreckt, beherrschen in Burma den Wildtiermarkt – ein Milliardengeschäft. Sie haben leichtes Spiel, da die Junta selber mitmisch.

Ein Ausgangspunkt des illegalen Handels ist die burmesische Stadt Mong La, nur zehn Kilometer von der chinesischen Grenze entfernt. Ein bizarrer Ort mitten in der Bergwildnis, wo Neonreklamen und illegale Clubs die Nacht zum Tag machen. In den neunziger Jahren ein Mekka für chinesische Touristen auf der Suche nach Opium, Glücksspiel und Prostituierten, ist die Stadt nun ein Hauptumschlagplatz für geschützte Tiere. Doch selbst in den artenreichen Wäldern Burmas bekommen die Wilddiebe jetzt Pro-



Warten auf Kundenschaft. „Schlange sehr lecker, gut für Haut, gut für Gelenke“, wird der Händler kurz darauf seine Delikatessen anpreisen.

bleme mit dem Nachschub. Sie müssen immer tiefer in bislang unberührten Dschungel vordringen, um für ihre betuchte chinesische Kundschaft die bestellten Wildtiere aufspüren zu können. So gelangen auch bislang unbekannte, ansteckende Krankheiten in die Zivilisation, so dass die Wildtiermärkte zu einer Petrischale werden, in der Mikroorganismen, Tiere und Menschen zusammengeworfen werden, die sonst nie miteinander in Kontakt kämen.

In Krankenwagen oder in Särgen versteckt, oft auch einfach betäubt unter Tüchern und Mänteln, gelangt die heiße Ware über die Grenze. Beliebte sind auch illegale Tierarten unter einer Lage legaler Tiere zu verstecken. „Eigentlich sind diese Tarnmanöver gar nicht nötig“, sagt Peng Jianjun, „da die Beamten die legalen von den illegalen Tieren meist sowieso nicht unterscheiden können.“ Wegen Personalmangels können in Hongkong zurzeit nur knapp 30 Prozent der Ware kontrolliert werden – ein Risiko, das sich für die

Zwei Leute für 45 000 Quadratkilometer

Naturschutz ist in China immer noch ein Luxus, den sich die meisten Gemeinden schlicht nicht leisten können.

Illegaler Tierhandel ist in China ein politisches Problem, warnt Peter Li, Professor an der University Houston-Downtown, in einer kürzlich veröffentlichten Studie (Peter J. Li: Enforcing Wildlife Protection in China. In: China Information, Bd. 20/1, 71–107, 2007). „Es gibt in China leider eine zunehmende Fixierung auf wirtschaftliches Wachstum“, erklärt Li. So sei die Karriere eines Politikers ausschließlich vom wirtschaftlichen Erfolg seiner Gemeinde abhängig, für Naturschutz ist da meist kein Platz. Gemeinden zweigen deshalb nur ungern Gelder für Programme ab, die keinen unmittelbaren ökonomischen Gewinn bringen. 80 Prozent der Städte und Gemeinden haben immer noch kein Amt für Naturschutz. Hinzu kommt, dass Naturschutz nicht von der nationalen Regierung, sondern von den Provinzen und Gemeinden finanziert wird. Gerade hier fehlt jedoch das Geld. Einige Provinzen haben daher kurzerhand Teile ihrer Naturschutzgebiete für gut betuchte Ausländer geöffnet, die dort ihre Jagdlust ausleben dürfen. Die von den Jägern entrichtete Gebühr fließt dann, wie die Gemeinden stolz mitteilen, in den Naturschutz. Darüber hinaus fehlt es in den Naturschutzgebieten an Personal, so dass sich neben den offiziell erlaubten ausländischen Jagdtouristen auch die illegalen Jäger weitgehend ungestört der geschützten Tiere bedienen. Ein Beispiel: Die Aerjin Mountain Reserve in der Provinz Xinjiang umfasst 45 000 Quadratkilometer, das ist fast die Fläche Niedersachsens. Dieses riesige und unwegsame Gebiet steht unter der alleinigen Aufsicht eines Ehepaars, das, ausgerüstet mit ihrem Hund und einer Taschenlampe, täglich gerade acht Kilometer des Gebiets abgehen kann. Risiko für Wilddiebe: gleich null.



Oben: „Wildtiere sind kein Essen“ – das Umdenken hat bereits begonnen, doch die Tradition ist zäh. In Südkina werden sogar Haustiere wie Katzen (links) gegessen – andernorts allerdings nicht. Unten: Auch wenn direkt nebenan einer der zahlreichen Wachmänner sitzt, kann das trotzdem bedeuten, dass an einem Stand illegale Waren verkauft werden.



Schmuggler bei solchen Renditen lohnt. Und die Polizei fängt ohnehin meist nur den armen Bauern, der auf das Zubrot durch die Wildtierjagd angewiesen ist, während die Hintermänner und großen Händler davonkommen. Manchmal gelingt der Grenzpolizei dennoch unerwartet ein großer Coup. Erst vor kurzem entdeckten die Beamten vor der Küste Yanjangs ein verlassenes Schiff. Als sie die Bordklappe aufrissen, schlug ihnen der Gestank von Kot und Urin entgegen: In winzigen Holzkisten vegetierten bei 35 Grad Hitze ohne Wasser oder Futter 5000 seltene Warane und Schildkröten vor sich hin.

Obwohl Restaurants zumindest in den Großstädten seit kurzem regelmäßig kontrolliert werden, bekommt man mit speziellen Codewörtern und gegen entsprechende Bezahlung immer noch alles auf den Teller, was man sich vorstellen kann. Im Touristenstädtchen Yangshuo finden sich seltene Schlangen, Skorpione und Echsen eingelegt in bauchigen Flaschen sogar im Supermarkt.

Selbst in Shanghai, wo die Kontrollen nach SARS äußerst strikt sind, kann man nur einige hundert Meter von der Haupteinkaufsstraße Nanjing Lu entfernt, neben Hühnern und Fischen auch geschützte Schlangen beim Straßenhändler kaufen. Der Verkäufer beginnt in gebrochenem Englisch sofort ein Verkaufsgespräch: „Schlange, sehr gut, sehr lecker, gut für Haut, gut für Gelenke, wärmt von innen, nur 200 Yuan. Spezieller Preis für dich.“ Eine Chinesin in schickem Geschäftskostüm beugt sich zu dem majestätischen Tier herunter, das in einem kleinen Käfig auf sein Ende wartet. Schnell hat man sich auf einen Preis geeinigt. Mit wenigen Handgriffen hat der Händler das Tier getötet und gehäutet und das zartrosa Bündel für sie fertig in einen Plastikbeutel verpackt, so dass sie es gleich in ihrer

DIE NEUREICHEN PRAHLEN NICHT NUR DAMIT, WER DAS TEUERSTE AUTO HAT, SONDERN AUCH, WER DAS BEDROHTESTE TIER VERSPEIST

nachgemachten Louis-Vuitton-Handtasche davontragen kann.

Denn neben der alten Generation sind es vor allem die neuen Reichen, die sich im Wirtschaftswunder alles leisten können, die geschützte Wildtiere essen und daraus ihr Sozialprestige gewinnen. Diese Yuppies prahlen bei ihren Geschäftsessen nicht nur damit, wer das größte Auto oder die teuerste Yacht besitzt, sondern auch, wer die bedrohteste Tierart verspeist hat.

Bei den jungen Chinesen dagegen sind Wildtiere weniger angesagt; sie essen lieber Big Mac und schlürfen den Vanille-Milchkaffee von Starbucks. Doch ist es weniger Naturliebe als die Rebellion gegen das Althergebrachte, die den Verzehr von gegrilltem Hund, Schlangeneintopf oder Rattenkopf am Spieß einfach weniger cool erscheinen lässt. Bis sich die Chinesen jedoch völlig von dieser 3000 Jahre alten Tradition verabschiedet haben, wird es noch dauern. „Das Essen von Wildtieren ist viel zu sehr in der chinesischen Kultur verwurzelt, als dass es sich von heute auf morgen auslöschen ließe“, erklärt Hongfa Xu von der Naturschutzorganisation Traffic: „Wenn Chinesen ein Tier sehen, ist es für sie zuerst einmal Essen, nicht mehr und nicht weniger.“

Peng Jianjuns Institut führt Schulungen für Kindergartenkinder durch, um den Nachwuchs auf die erschreckend schwindende Artenvielfalt aufmerksam zu machen. In einem kleinen Museum springt den kleinen Besuchern ein ausgestopfter

Sibirischer Tiger entgegen, mit aufgerissenem, neonpink angemaltem Maul. Ein verschrumpelter Komodowaran hebt zuversichtlich sein Bein zum nächsten Schritt, als glaube er, seinem Schicksal noch entkommen zu können. Und falls den Kindern noch immer nicht der Geschmack auf Wildtiere vergangen ist, wurde strategisch in der Mitte des Raumes ein kleiner eingestaubter Babypan- da mit stierem Glasaugenblick platziert. „Der stammt noch aus den 1940ern“, fügt die Museumsleiterin stolz hinzu. Ob dieses antiquarische Gruselkabinett die Jugend wirklich zu mehr Naturliebe bewegen wird, ist fraglich. Auch wenn gerade die gebildeten Chinesen sich der Notwendigkeit von Naturschutzmaßnahmen bewusst sind und davor zurückschrecken, geschützte Wildtiere zu essen, ist ihnen Tierliebe an sich immer noch sehr fremd – sogar denjenigen, die sich beruflich mit dem Schutz der Tiere beschäftigen.

Am letzten Abend lädt mich Peng Jianjun zusammen mit seinen Angestellten und Doktoranden zu einem mehrgängigen chinesischen Festessen ein. Gastfreundschaft wird in China großgeschrieben: Das Beste, was die chinesische Küche zu bieten hat, ist für den ausländischen Gast gerade gut genug. Ich warne ihn: „Ich bin Vegetarierin“. Er nickt und lächelt verunsichert. Ich bin dieses Problem in Asien gewöhnt und füge hinzu: „Kein Fleisch, Fisch oder Geflügel“. Ich fühle, dass er etwas fragen möchte, sich aber nicht traut. Schließlich bricht es doch aus ihm heraus: „Warum?“ – „Weil ich nicht will, dass Tiere meinewegen getötet werden“, sage ich. Lange Pause. Dann lächelt er unsicher und stammelt verständnislos „Oh!?“

MEHR ZUM THEMA

INTERNET: Ein aktuelles BBC-Video: <http://news.bbc.co.uk> (in der Suchmaske „burma illegal wildlife“ eingeben)
Informative Seite zum Tierhandel in Asien: www.animalsasia.org → ProjectAsia.